

Am Häuptlingsgrab.

Erzählung von J. D. Hansen.

1.

Ende der vierziger Jahre siedelte sich eine Anzahl Deutscher in dem nordamerikanischen Staate Iowa an, darunter die Brüder Konrad und Hermann Desler. Ersterer war verheiratet, letzterer noch ledig, ein junger Mann von einundzwanzig Jahren. Länderlein von bester Beschaffenheit waren im nördlichen Iowa damals billig und in größter Auswahl zu haben. Die beiden begründeten ihre Farm an südlichen Ufer des Turkeyflusses, der in südöstlicher Richtung dem gewaltigen Mississippi zufließt. Der klare und schöne Fluß hat seinen Namen „Truthahnfluß“ von den an seinen Ufern zahlreich sich des Lebens freuenden, fetten, schmackhaften, wilden Truthähnen. Wer dort lebt, kann in der eigentlichen Jagdzeit sich leicht alle Tage einen Truthahn für die Küche verschaffen. Frau Ernestine, Konrads Gattin, war sehr geschickt in der Kunst der Zubereitung dieser leckeren Straußvögel. Zur Abwechslung gab es dann auch wohl Forellen und andere Edelische aus dem Fluße. Alles das war gewiß besser und angenehmer als der ewige Maisbrei mit Schinken und Speck der Illinois-, Mississippi- und Ohio-Farmer.

Die Prairien Iowas waren jahrhundertlang bebauter Jagdgründe der Indianer gewesen. 1836 hatte man zuerst angefangen, sie zu verdrängen, indem die Regierung von ihnen Landkäufe machte in der üblichen Art und Weise, die mehr die Bezeichnung Landrauberei verdiente. Blackhawk — „Schwarzfalte“, ein berühmter Häuptling, eroberte endlich großartig das Kriegsbeil gegen die weißen Eindringlinge. Nach jahrelangen Kämpfen wurde er besiegt, und an einigen geeigneten Stellen wurden Forts gegen die Indianer errichtet, so auch am Turkeyfluß das Fort Atkinson. Es war für die zweihundert Dragoner eine ziemlich lanquawelige Garnison, weil sie keinen Whisky trinken durften. Ihr Oberst Nathanael Higgins war nämlich ein entschlossener Temperenzler, der keinen Tropfen Whisky in oder bei dem Fort duldet. Vielleicht hatte die Regierung ebendeshalb diesen militärischen Maßregelnapostel für den Posten so besonders geeignet gehalten, weil unter solchen Umständen angenommen werden konnte, daß er über das Gesetz, welches verbot, an die Rothhäute Branntwein zu verkaufen, streng wachen würde.

Der brave Oberst that denn auch in dieser Hinsicht sein Möglichstes, vermochte es aber trotzdem nicht zu verhindern, daß die Indianer von schurkischen und gewinnlüstigen Händlern mit dem geliebten Feuerwasser versorgt und dafür um ihre werthvollen Wiber- und Otterpelze beschwindelt wurden. Blackhawk, der tapferere Häuptling, war, wie man sagte, aus Gram über seine Niederlagen in den Kämpfen mit den mächtigeren Weißen, im Jahre 1844 gestorben. Seine rothen Krieger hatten ihn begraben in einer romantischen Thalschlucht zwischen den Hügeln am Turkeyfluß und ihm dort auch einen kegelförmigen Gedächtnishügel errichtet. Die Stelle war fortan für die Rothhäute geheiligt. Ein einsamer, menschenfeindlicher Trapper, der unvorsichtigerweise in der Grabeschlucht sich angesiedelt hatte, war in dunkler Nacht überfallen, getödtet und stahlirt worden, und sein kleines Blockhaus hatten die Flammen verzehrt. Seitdem wagte kein Weißer, sich dort selbst zu machen. Man scheute den Grimm der rothen Männer, die geheimnißvoll über das Grab des toben Häuptlings zu wachen schienen. Und übrigens gab's ja ringsum genug schöne, für die Ansiedlung geeignete Plätze.

Außer den fleißigen Farmern, welche den nordöstlichen Theil von Iowa zu kolonisieren begannen, trieben dort auch noch andere Weiße emsig ihr Wesen, nämlich erzfuchende Abenteurer, welche nach Bleierzschürfen, nicht etwa, um solche Fundstätten selbst auszubeuten, sondern vielmehr, um die Bleierzlager an Kapitalisten und Unternehmer zu verkaufen. Das auf diese Weise gewonnene Geld vergeubten sie dann gewöhnlich so rasch als möglich in wüsten Selagen, um danach abermals ihr Suchen und Schürfen in der Wildniß zu beginnen. Bei Dubuque und auch bei Guttenberg, einem fremdbildigen, von Deutschen gegründeten Städtchen, hatte man viele große Bleierzlager entdeckt, und mehrere erziehe Schmelzhütten gab es schon in der Gegend, welche man die „Bleieregion“ nennt. Die Erzadern liegen nicht tief; zuweilen genügen schon einige Duzend Spatenstiche, um auf eine ergiebige Ader zu treffen.

Eines Morgens nahm Hermann Desler seine Flinte und ging auf die Jagd. Auf einige feiste Truthühner hatte er es abgesehen.

Nach ungefähr anderthalb Stunden gelangte er auf den Uferhügel am Fluße, von dem er hinaufschauen konnte in die indianische Grabeschlucht. Da sah er zu seinem Erstaunen dort unten einen Erzgräber emsig bei der Arbeit. Es war ein rothhaariger, ziemlich strolchmäßig aussehender Mensch, der etwa dreißig Jahre alt sein mochte.

Raum zehn Schritte von dem Grabe und Gedächtnishügel Blackhaws handelte mit Spitzhau und Spaten unbedrossen der Unbekannte und hatte

schon ein recht ansehnliches Loch im Erdboden zu Stande gebracht.

„Offenbar ahnt er nicht, welcher Gefahr er sich aussetzt“, dachte der junge Deutsche. „Ich will ihn warnen.“ Und er stieg gemächlich hinab in die Schlucht.

„He, holla!“ rief er, als er unten angelangt war. „Ihr schürft hier nach Blei, so will es mich bedünken.“

„Ja, das thue ich. Es ist das Verwünschteste, was man in Iowa thun kann. Habe keine Lust zu anderen Geschäften.“

„Laßt an dieser Stelle das Schürfen lieber bleiben.“

„Warum denn?“

„Es könnte Euch möglicherweise den Stalp kosten.“

„Haha, Ihr meint das vielleicht, weil die alte verwünschte Rothhaut hier begraben liegt?“

„Ja, wohl, gerade deshalb. So ist es dem Trapper Davis ergangen, der vor einigen Jahren es wagte, sich hier anzusiedeln.“

„Dankt für die Warnung, Sir. Aber das kümmert mich nicht. Seht, dort am Hektorbaume habe ich meine Büchse stehen. Es soll nur eine armselige Rothhaut wagen, mich in meinem Geschäft zu stören, das würde dem Burschen schlecht bekommen.“

„Doch des Nachts —“

„Nachts schlafe ich nicht in der Schlucht, sondern suche mir anderwärts ein sicheres Lager.“

„Ich möchte Euch doch von dem gefährlichen Unternehmen abrathen.“

„Ei was! Erstens habe ich ja das Grab des alten Häuptlings noch gar nicht angefaßt, und zweitens, wenn das auch geschehen müßte, so würde mich das gar nicht geniren. Gabe hier gute Bleipuren gefunden, Sir, und wenn ich ein Erzlager entdecken kann, das mir etliche tausend Dollars einbringt, so soll es mir wahrhaftig nicht darauf ankommen, deshalb einen ganzen Haufen indianischer Totentänzen durcheinander zu wühlen. Hahaha!“

„Nun, wie Ihr wollt!“ sagte kopfschüttelnd der Deutsche. „Lebt wohl, Sir!“

Hermann Desler verließ den Erzgräber und stieg auf der anderen Seite aus der Schlucht.

Bald nachher erlegte er in einem Wäldchen ein paar Truthühner und begab sich mit seiner Beute nach Hause. Aber auf einem anderen Wege als vorher, denn es gab in der Nähe ein weißliches Wesen, welches ihn mit magnetischer Gewalt nach einer gewissen Richtung zog.

Als er aus dem Wäldchen trat, konnte er weithin nach Süden die Prairien übersehen. Und da sah er in ziemlicher Ferne das geräumige Blockhaus des Händlers Caleb Williams, der, dem strengen Gebote zum Troste, jahraus, jahrein die Indianer mit Feuerwasser versorgte und dafür werthvolle Pelze eintauschte. Er galt für sehr wohlhabend.

Caleb Williams hatte zwei herangewachsene Söhne und eine siebzehnjährige Tochter Namens Mary. Diese hatte auf Hermann Desler's empfindliches Herz einen solchen Eindruck gemacht, daß er des Vaters anrüchliches Geschäft darüber vergaß. Im Vorbeigehen wollte er bei Williams vorbeisprechen, um wieder einmal die Solde zu sehen und womöglich ein paar Worte mit ihr zu plaudern.

Der Händler, ein richtiger Yankee, schien freilich diese Liebeli nicht recht zu billigen. Doch betrug er sich als gewandter Handelsmann immer höflich gegen den jungen Deutschen, wenn dieser zu ihm kam, um irgend eine Kleinigkeit zu kaufen.

Munter schritt Hermann dem Blockhause zu und war demselben schon ziemlich nahe gekommen, als er einmal zufällig nach Osten blickte.

Da gewahrte er eine Anzahl Reiter, die über die Prairien trabten. Es waren sechzehn Dragoner vom Fort, angeführt von einem Unteroffizier.

Der junge Deutsche erreichte das Blockhaus, neben welchem ein großer eingezäunter Hofraum sich befand. Dort laurten sechs Indianer vom Stamme der Winnebagos, Williams und dessen Söhne waren im eifrigsten Feilschen mit ihnen begriffen. Die Rothhäute, welche schon reichlich Feuerwasser genossen zu haben schienen, vertauschten eine Anzahl schöner Wiber-, Otter- und Fuchsfelle gegen Whisky, Pulver und Tabak.

Hermann fühlte sich abermals zum Anbringer einer Warnung gedrungen. „Nehmt Euch in Acht mit dem verbotenen Handel!“ rief er dem Yankee zu. „Es kommt gerade ein Trupp Dragoner vom Fort heran.“

„Ist vielleicht der würdige Temperenzoberst dabei?“ fragte der Yankee spöttlich.

„Nein.“

„Oder ein Leutnant?“

„Auch nicht.“

„Wer commandirt denn den Trupp?“

„Ein langbärtiger Unteroffizier.“

„Das ist mein Freund Turnbull. Weiß schon, was die Dragoner wollen. Sind auf einer Streifjour und suchen bei der Gelegenheit hier, wie schon so oft, einen stürzenden Labetrüb, der ihnen im Fort nicht genügt wird. Gott segne den närrischen Temperenzoberst! Er ist die Ursache, daß nächst der indianischen Randschaft die fünfzig Dragoner meine besten Kunden geworden sind und den größten Theil ihrer Löhnung bei mir lassen.“

Und der würdige Caleb Williams und dessen Söhne brachen in ein schal-

lendes Gelächter aus. Auch die Indianer, welche seine Auseinandersetzung wohl zum Theil verstanden hatten, grinsten. „Wünscht Ihr sonst noch etwas Besonderes?“ fragte dann der Yankee.

„Ich möchte einige Patentangeln kaufen“, versetzte der Deutsche.

„Bitte, Sir, geht in's Haus! Meine Tochter ruft Euch das Gewünschteste geben. Ich selbst habe jetzt keine Zeit, da so viele durstige Gäste antommen.“

Dem jungen Manne war das sehr angenehm. Er trat in's Haus und traf in dem großen Laden die schöne Mary, welche ihm mit holdem Lächeln die gewünschten Angeln überreichte. Dann gerieth er mit ihr in ein lebhaftes Geplauder. Sie hatte ihn auch gern, war er doch nach ihrer Ansicht der hübscheste und liebenswürdigste junge Mann in der ganzen Gegend.

Das dauerte so eine Viertelstunde. Da kam plötzlich ihr Vater herein, um irgend etwas zu holen. Er sah den jungen Deutschen von der Seite an, und dieser hielt es deshalb für angemessen, sich jetzt zu verabschieden.

Als er draußen war, sah er auf dem Hofe die dort lagernden und lustig zehenden Dragoner, deren Pferde an den Zaun angebunden waren.

„Wenn der würdige Oberst im Fort das müßte, so würde er gewiß vor Zorn außer sich gerathen“, dachte im Stillen Hermann Desler. „Aber hier in America sind die Gesetze dazu da, um übertreten zu werden. Was kann man da machen?“

Und er schritt achselzuckend über die Prairien der heimischen Farm zu.

2.

Einige Tage später unternahm Hermann abermals eine Jagdreiserei bis zur indianischen Grabeschlucht. Diesmal war es dort einsam und still. Nur die Vögel zwitscherten in den grünen Büschen. Das Loch, welches der Erzgräber ausgegraben hatte, war unordentlich mit Erde wieder zugeworfen.

„Wahrscheinlich ist seine Wäube vergeblich gewesen, und er sucht jetzt irgend an anderer Stelle“, dachte der junge Deutsche.

Plötzlich stolperte er über einen Gegenstand und wäre beinahe gefallen. Zuerst glaubte er, es sei ein Stein. Aber nein, der Gegenstand hing fest an der Spitze seines linken Stiefels.

Es war ein zusammengeknottes buntes Taschentuch, welches etwas Schweres enthielt. Er öffnete es und fand einige vortreffliche und vielversprechende Bleierzproben, die offenbar von einer größeren Erzmasse abgeschlagen worden waren.

Der Deutsche murmelte: „Ei, sieh doch! Also hat der Rothhaarige doch richtig hier in der Schlucht Bleierz entdeckt. Vielleicht ist er nun unterwegs nach Dubuque, um dort das Erzlager zur Ausbeutung zu verkaufen. Aber weshalb hat er dann seine Erzproben nicht mitgenommen?“

Dies Räthsel sollte bald gelöst werden. Hermann war einige Schritte weiter gegangen und hatte sich dem Häuptlingsgrabe genähert. Da sah er etwas Röhliches im Winde flattern auf dem kegelförmigen Gedächtnishügel, und als er ganz nahe herangekommen war, erkannte er mit Schauern, daß es ein blutiger Stalp war, der auf einem in dem Grabhügel stehenden Holzstab gewissermaßen als Siegestrophäe befestigt war. Zweifelslos war es die Kopfhaut des unbekannten Erzgräbers.

Also war der Verwegene doch ein Opfer des indianischen Grimmes geworden, jener geheimnißvollen Rächer, die über dem Grab des toben Häuptlings wachen, um es vor schändlicher Entweihung zu schützen.

„Hätte der Mensch meine wohlgeleitete Warnung beachtet, so wäre dies Verhängnis nicht über ihn gekommen“, murmelte der junge Deutsche.

Die stahlirte Leiche war nirgends zu sehen. Wahrscheinlich lag sie verscharrt in dem zugeschütteten Erdbode. Das Taschentuch aber mit den Erzproben nahm Hermann mit nach Hause. Er sprach dann mit seinem Bruder Konrad über die Angelegenheit.

Dieser sagte bedächtig: „Die Kenntniß von dem Vorhandensein eines vielreichlichen sehr reichen Bleierzlagers in der indianischen Grabeschlucht kann vielleicht in künftiger Zeit für uns nützlich werden. Vorläufig ist damit nichts zu machen, der Gefahr wegen, in die wir unsere Stalpe bringen würden. Behalten wir einweilen das Geheimniß für uns! Kommt Zeit, kommt Rath!“

Die Zeit sollte bald kommen, rascher, als Konrad und Hermann Desler gemeint hatten. Noch vor Ablauf eines Jahres nämlich begaben sich die Indianerstämme Iowas, in Wuth gebracht durch viele neue Ungerechtigkeiten der Weißen, abermals auf den Kriegspfad, wurden aber von der gegen sie aufgebotenen Militärmacht bald bezwungen. Es war nur ein kurzer Krieg.

In einem Schrammelfeld war jedoch der tapferere Temperenzoberst Nathanael Higgins so schwer verwundet worden, daß er seinen Abschied nehmen und sich pensionieren lassen mußte. Ein neuer Commandant wurde also nach dem Fort Atkinson geschickt. Dieser war zur Freude der Dragoner dem „Schyhold. Ungehindert durfte fortan im Fort ein Schankwirth die durstigen Recken laden. Die Indianer der Gegend aber wurden gänzlich vertrieben und nach einer für sie bestimmten sogenannt „Reservation“ im Nordwesten

abgeschafft.

Um fernherhin blutige Zusammenstöße zwischen den rothen Männern und den Weißen zu verhindern, wurde von der Regierung angeordnet, daß ein Landstreifen von zwanzig englischen Meilen Breite wüst und unbewohnt bleiben sollte, um die Reservation der Rothhäute von den Ansiedlungen der Weißen zu trennen. Dieser Grenzstreifen wurde „der neutrale Grund“ genannt.

Vorher aber die Indianer ihre Wigwams abbrachen und vom Turkeyfluß wegzogen, begaben sie sich in die Grabeschlucht, zerförten den Gedächtnishügel, gruben die Erde auf und hoben aus der Gruft die Gebeine Blackhaws.

Dieselben wurden in eine Decke gehüllt und mitgenommen. Dabei stimmten die Krieger einen melancholischen Klagegesang an.

Und dann zogen sie fort von der Grabeschlucht und dem schönen Turkeyfluß, nach Nordwesten, ihrer neuen Heimath, der für sie bestimmten Reservation zu.

3.

Einige Tage später ritt der Händler Caleb Williams über die Prairien.

Im Fort Atkinson hatte er Geschäfte machen wollen. Das war ihm aber nicht geblüht. Es gab da jetzt eine Concurrenz im eintäglichen Whiskygeschäft, die ihm zu übermächtig war. Das hatte ihn in eine recht verdräuliche Stimmung gebracht.

Auf dem Heimwege überließ ihn ein heftiges Gewitter mit strömendem Regen. Zum Glück war die Farm der Brüder Desler nahe, und dort suchte und fand er gaffnerische Aufnahme.

„Wie steht's denn bei Euch zuhause, Sir?“ fragte Hermann.

„Mit der Gesundheit steht's gut“, versetzte der Yankee. „Die Geschäfte gehen aber jetzt miserabel.“

„Was macht Eure Tochter Mary?“

„Sie ist ganz munter und wird alle Tage schöner. Hm — muß nun wohl bald daran denken, sie zu verheirathen.“

„Weil Ihr gerade davon sprecht, halte ich es für passend, zu bemerken, daß ich Mary von Herzen liebe, und daß sie mir auch zugeneigt ist.“

„Will's schon glauben, Sir, möchte aber mit meiner Tochter höher hinaus. Und da ich nächstens nach Dubuque überzufahren gedenke, so meine ich, könnte ich dort wohl ein reiches Fräulein melden für das Brautmädchen.“

„Nach Dubuque wollt Ihr?“

„Ja, wohl, hier ist das beste Geschäft jetzt verdorben, seitdem die Indianer verjagt sind und nicht mehr zu mir kommen. In der Reservation will ich sie nicht aufsuchen, denn das wäre mir doch zu gefährlich. Bei den Dragonern ist auch nichts mehr zu verdienen. Seitdem der Temperenzoberst weg ist, haben sie jetzt im Fort Whisky genug und brauchen mich nicht mehr. Was soll ich also noch länger hier? Habe mir ein hübsches Capital erworben und gedenke damit in Dubuque mich beim Bleiegeschäft zu betheiligen.“

„Das künntet Ihr vielleicht hier viel bequemer und einträglicher haben.“

„Wie?“

„Am Turkeyfluße gibt's ein Bleierzlager, welches möglicherweise von großer Reichthümlichkeit ist.“

„Habe bisher noch niemals etwas von Bleimineralien am Turkeyfluße gehört.“

„Das wunderl mich nicht, denn es ist ein Geheimniß, das ich selbst nur ganz zufällig ergründete.“

„Warum habt Ihr denn nicht das Lager ausgebeutet oder dasselbe zur Ausbeutung an Andere verkauft?“

„Das war bisher nicht thunlich, weil zu gefährlich. Nun aber, seit Kurzem, steht der Ausbeutung kein Hinderniß mehr im Wege.“

„Ist das wirklich kein Irrthum, was Ihr sagt?“

„Gewiß nicht! Ich kann Euch den Beweis sogleich liefern.“

Hermann holte die Bleierzproben, welche er in dem Taschentuch des stahlirten Erzgräbers gefunden hatte, und legte sie auf den Tisch.

Der Händler prüfte sie und mochte sie in der Hand. „Schweres, fast adiegenes Erz“, sprach er mit zufriedener Schmunzeln. „Calculiret, es möchte sich wohl glänzend lohnen. Wollt Ihr mich zum Theilhaber, dann gebe ich das für den Anfang nöthige Betriebskapital in's Geschäft!“

„Wollt Ihr mich zum Schwiegersohn?“

„Wenn das Erzlager sich als werthvoll erweist, dann sage ich mit Vergnügen Ja!“

„Gut also, machen wir das schriftlich vor dem Scheriff ab, und dann können wir schon morgen anfangen, das Terrain arüthlich zu untersuchen.“

„So sei es!“

Schon am folgenden Tage begaben sich die Brüder Desler mit Caleb Williams und dessen beiden Söhnen zum Scheriff, wo der Vertrag aufgesetzt wurde. Dann ritten sie, versehen mit Spitzhau und Spaten, nach der Schlucht am Turkeyfluße.

Dort gruben sie die Erde auf an der Stelle, welche Hermann bezeichnete, und fanden in drei Meter Tiefe die fast schon verweste Leiche des unbekannten Erzgräbers, trafen dabei auch auf Bleierz.

Das Grab schüttelten sie dann wieder zu und schürften darauf an anderen Stellen, nach dem östlichen Hügel-

abhäng zu. Fast überall stießen sie auf reiche Erzadern.

Nach diesem so äußerst günstigen Ergebnis ihrer Untersuchungen zehrten sie nach Caleb Williams' Haus zurück, wo nun die Verlobung Hermann's mit der schönen Mary stattfand.

In der nächsten Zeit wurde alles Erforderliche zur zweckmäßigen Ausbeutung des neuentdeckten Bleierzlagers bewirkt, wobei der kluge Yankee viel Energie und Geschick bewies. Die Gruben in der Schlucht lieferten in der That viele Jahre lang sehr reiche Erzträge. Die Verfrachtung des Erzes in großen Kähnen oder Flachbooten den Turkeyfluß hinab und dann eine kleine Strecke den Mississippi entlang nach der nächsten Schmelzhütte war bequem und billig, und so gelangten sowohl die Gebrüder Desler wie Caleb Williams und dessen Söhne zu ansehnlichem Reichthum. Die Familie Desler ist noch heute in der Gegend ansehnlich.

Gustchen.

Berliner Skizze von Julius Knopf.

„Gustchen! Gustchen!“

„Prof, Herr Prager!“

Die vollen Biergläser klirren dumpf aneinander. Das junge Mädchen trinkt in kräftigen Zügen; der Herr dagegen nippt nur vornehm. Behaglich lehnt sich das junge Mädchen — eine frische Blondine — in den Stuhl zurück, schlägt die Beine übereinander und spielt mit dem Celluloidgriff des rothen Sonnenschirms.

„Wissen Sie, Herr Prager, hier auf der Liebesinsel ist es doch so schön. Das gute Bier — das schmeckt besser als die dünne Kaffeeorte bei uns in de Veinstube. Ach, du meine Güte, mir wird ganz schlecht, wenn ich nur dran denke! Da haben Sie's, als Confectionär, doch wohl schöner. — Unfeiner hat's doch wirklich gar zu schwer. Den ganzen schlagelagen Tag nichts als Kartons leben! Brrr! Und der faule, flebriche Leim! — Wissen Sie, ich kann mir noch so viel Patisschouli in's Taschentuch gießen, 's hilft nichts. Ueberall der faule Veingeruch; der geht mir nicht aus der Nase. Das ist eigentlich sehr unangenehm. — Aber seh'n Sie 'mal — seh'n Sie 'mal den schönen Segler!“

Sie zeigt auf ein großes Segelboot, das um die Insel herumfährt.

„Woll'n wir uns einmal näher ansehen, Fräulein Gustchen,“ bestimmt der junge Mann.

Sie hängt sich an seinen Arm, und Beide durchschreiten die in der Obersee liegende, romantische Miniaturinsel, welche kaum fünf Minuten im Umfang hat. Mit alten, vielästigen, Lauben bildenden Bäumen bewachsen, bildet sie eine idyllischen Aufenthalt.

Sie steigen in die am Ufer liegende kleine Gondel. Sie setzt sich an's Steuer, er nimmt die Ruden, welche, von seiner ungeübten Hand geführt — gleich Windmühlensflügel durch die Luft faulen und klatschend in's Wasser fallen.

„Aber Sie besprützen mir ja, Herr Prager. Mein schönes, neues Kleid!“

Er tröstet sie und lenkt auf ihr Lieblingssthemma über, auf ihre Kartons.

„Sie verdienen wohl nur wenig die Woche?“ fragte er.

„Na, wie's kommt,“ erwiderte sie. „Mal sieben Mark, es wer'n auch 'mal neun Mark die Woche, aber mehr als zehn nie. Und davon geb' ich die Hälfte zu Hause ab. Mutter ist immer krank — sie kriegt keine Luft; Vater strickt jetzt wieder 'mal, und mein Bruder Wilhelm verdient auch man wenig. Aber dadurch laß ich den Kopf nicht hängen. Wir amüsiren uns doch! Man is ja nur einmal jung. Nicht wahr, Herr Prager?“

Er nickte bestätigend.

Da er nicht weiß, wovon er sie unterhalten soll, erzählt er ihr die neuesten Witze aus den fliegenden Blättern. Sie ist eine aufmerksame Zuhörerin und quittirt über jeden Witz mit dankbarem Lachen.

Eine große vollbesetzte Gondel fährt vorüber.

„Servus, Prager!“ ruft ein Herr. „Fräulein Gustchen, reservieren Sie mir eine Polka,“ schreit ein anderer.

„Wie finden Sie meinen Freund Boronow?“ fragt der Confectionär seine Begleiterin, nachdem er seine Collegen begrüßt hat.

„Na, er commandirt ja ganz gut Contre, aber gefallen thut er mir doch nicht.“

„Aber er ist doch sehr spendabel,“ wirft der junge Mann ein.

„Ja, er macht sich Nichts aus dem Geld, das er — schuldig bleibt. Ne, ne, er gefällt mir nicht. Der hat ja 'nen Kopf, wie'n weipolirter Billardball, und Augen, fast wie'n Frosch. Mir gruselt's ordentlich, wenn ich 'n sehe. Statt „Guten Tag“ und „Leben Se wohl!“ möcht' ich ihm immer zurufen: „Sterben Se recht wohl!“ oder „angenehmes Grab.““

Sie sind am Ziel und steigen aus. In dem großen schattigen Garten halten sie sich nicht auf; sie gehen schlantweg in den Tanzsaal. Der ist angefüllt von Tänzern und Zuhauern — trotz des schönen, sonnigen Sommermittags.

„Sie abonniren doch?“ flüstert Gustchen ihrem Ritter zu.

Er opfert seinen Dolus in Gestalt einer Mart, und dafür steck' ihm der erfreute Tanzoberst ein rothes Bändchen in's Knopfloch.

Bald sind die Beiden mitten im Tanztrudel. — Draußen lacht die Sonne, lockt das Zirpsen der Heimchen, der Duft der blühenden Bäume — aber was kümmert sie das! Sie tanzen.

„Gustchen! Gustchen!“ schluchzt es da plötzlich durch den Saal, in dem Wärmen der scharrenden Füße und disharmonischen Musik verhallend.

Gustchen hört nicht.

„Gustchen! Gustchen!“ schreit der kaum sechszehnjährige, engbrüstige Junge von Neuem.

Aber Gustchen hört immer noch nicht.

Die Thränen rollen über sein dummes, bleich-krankes Gesicht. Er wischt sie mit dem Aermel ab. Aber immer neue, schwere Tropfen thranen herbor.

Der Tanz ist zu Ende. Hastig stürzt der Bursche auf das junge Mädchen zu.

„Gustchen! Gustchen!“ meint er sie an.

„Na, was is denn los?“ fragt Gustchen ungnädig. „Was willst Du denn, Du dumme Junge? Was hast Du denn hier zu suchen? Mach', daß Du zuhause kommst, Willem, zu Mutter!“

„Gustchen! Gustchen! De Mutter .. de Mutter!“

„Laßt sagen, ich soll zu Hause kommen! Ne, is nich! Ich bin ja so quieckbergknäut!“

Die Musik spielt eine Polka. Unwirsch entseht sich Gustchen dem sie festhaltenden, weinenden Bruder und tanzt davon mit dem schwarzen Confectionär.

„Gustchen! Gustchen! ... Gustchen!“ heult es, geht es hinein in das Tanzgewühl.

„Gustchen! Gustchen!“ jöhlt das aufmerksam gemordene Publikum mit. Taumelnd, halb bewußtlos irt er der Schwärze nach. Da endlich — endlich glückt es ihm, den Zipfel ihres Kleides zu erwischen. Krampfhaft hält er ihn fest. Ein scharfes Surren — der Saum ist abgerissen.

„Dummer Bengel, da hast Du was!“ Wüthend verfehlt sie ihm eine Ohrfeige.

Der Junge ist still. Dann aber schluchzt er von Neuem herzzerreißend: „Gustchen! Gustchen!“

„Gustchen! Gustchen!“ parodiren einige in der Nähe stehende Geden.

„Gustchen! Gustchen! Mutter ... ist todt!“

Einen Augenblick starrt ihn die Schwester an, mit weitgeöffneten, entsetzten Augen, dann wankt sie und fällt. Wüthend schlägt ihr Haupt auf den glatten, feinstarten Parquetboden. Starr, sprachlos, unfähig, der Geselene beizufolgen, steht ihr Tänzer da.

Eine Gruppe von Neugierigen sammelt sich um die Drei. Aber Niemand hilft. Theilmahmslos, fernsationslöstern schaut Alles zu. — Dicksuntrothes Blut rieselt aus dem vollen Haar des Mädchens hervor. Vergebens bemüht sich der schmächteste Bursche im Verein mit dem erschrockenen Confectionär, dem die Arme zittern, die Ohnmächtigen aufzurichten. Sie ist ihm zu schwer.

Noch immer spielt die Musik; doch Niemand denkt an's Tanzen. — Da schreitet der Tanzmaitre, dem jede verloren Minute verlorenes Geld bedeutet, auf die Gruppe zu.

„Platz frei für die Tänzer! Raus mit dem Mädchen! — Ru aber Dall, Dall! — Wird's bald!“

Erstreckt raffen der auswairtete Confectionär und der abgemagerte, hungrige Laufbursche ihre letzten Kräfte zusammen. Und leuchtend tragen sie die Arme heraus aus dem Saal — ihrem Glend entgegen.

Da drinnen aber tanzen sie ihren Galopp ...

Tod und Leben.

Von Paul Sang.

Auf einem Grab ein Kreuzlein stand, Daran ein weltes Kränzchen hing. Das treue Lieb' mit Thränen wand, Als, der dort ruht, von hinnen ging.

Ein Vöglein hat für seine Brut Ein Nestlein in den Kranz gebaut, Und ohne Harm das junge Gut Der Hut des Kreuzes anvertraut.

Welch seltsam Bild! — Ein Kreuzesast Schirmt junge Brut im warmen Nest, Und drunter schläft in ew'ger Raft Ein müder Pilger sanft und fest!

— Auf der Reitschule. Unteroffizier: „Ihr seid mir Reiter! Ihr Kerls, Ihr! Hätt' Euch der gottseliger Schiller gekannt, der hätt' gewiß sein Reiterleid mit: „Frei! ab, Kameraden, vom Pferd, vom Pferd!“ beginnen lassen.“

— Ueber a schwebende Wirt u n g. Mutter (brummend): „Jeden Tag host Du Dir einen postlagernden Brief ab, und es führt doch alles zu nichts!“ Tochter: „O ja ... mit dem Postsecretär werde ich mich nächstens verloben!“

— Herzlich willkommen! Reich Erbin: „Morgen wird der Graf Schulenberg um mich werden, wie kann ich ihn wohl am besten empfangen?“ — Freundin: „Schreibe auf Deinen Gelbschrank: „Herzlich willkommen.““

— Der Unterschied. Mama (nach schätziger Antwort her): „Was spielt Tu der n da für ein neues Spiel, Emilie?“ Emilie: „Das ist kein neues Spiel, das Klavier ist nur gestimmt!“

— Der Unterschied. Mama (nach schätziger Antwort her): „Was spielt Tu der n da für ein neues Spiel, Emilie?“ Emilie: „Das ist kein neues Spiel, das Klavier ist nur gestimmt!“